ter muß hergerichtet werden. Nicht überall hat man schon ein Hydraulische. Der kleine Winzer schafft überall noch mit der Keller aus schweren Bohlen. Die „Peschöffe“ erscheinen ausgepichte geflochtene Tragkörbe, die von jungen Burschen die Weinbergterassen hinuntergetragen werden, angefüllt mit süßer Last. Und dann beginnt das Großreinemachen, peinlicher ausgeführt als der Hausputz der Hausfrau. Früher geschah es im allgemeinen am Flußufer. Jetzt, da die meisten Ortschaften ihre Wasserleitung haben, ist es mehr in das Innere der Höfe verlegt. Da fließt es nur so in Strömen von heißem und kaltem Wasser. Neptun selber scheint zu herrschen und alles andere zur Nebensache geworden. Die Kelterlichter müssen nachgesehen werden und die mächtige Hunderterkerzenhoflampe, die später das eigenartige Treiben beleuchtet, wenn abends die Wage mit den Traubenbütten jeden Raum des Hofes füllen und das nächtliche Leben der Lese beginnt.

Viel Arbeit, harte Arbeit! Und dennoch gern geschafft, wenn der Mühe auch nur ein karger Lohn winkt

An der Pforte zum Ahrtal

Zwei mächtige Berghegel bilden die Schlüssel zum Ahrtal, wie zwei Torespfeiler stehen sie an den Grenzen des Mündungsgebietes und eröffnen uns die Wunder des Thales: rechts die Landskrone und links die Höhe von Neuenahr. Ganz wuchtig schaut die Landskrone mit ihrer weißglänzenden Kapelle weit über die Ahr- und Rheinlandschaft hinweg. Einst trug dieser Gipfel ein stolzes Schloß, errichtet von dem Hohenstausen — Kaiser Philipp. Barbarossas Sohn. Hier soll der Herrscher, entzückt von dem ersten Ausblick gerufen haben: „Das ist des Landes Krone.“ Die Burg verblieb dem Reiche und wurde vom Burggrafen verwaltet. Einer derselben „Gerhard von Sinzig“ vermählte sich mit der Erbin von Burg Neuenahr; vielleicht diente dieser Zeit der Eintracht zwischen den beiden Nachbarburgen als Unterlage zu der Mär von der Wunderbrücke, die uns W. Carl Simrock poetisch überliefert hat. Eine kunstvolle Brücke mit hoher Wölbung hatte ehedem die beiden Berghegel verbunden, aber der Zwist zweier Besitzer ließ sie zerfallen. Da verlor ein Graf von der Landskrone sein Herz an ein Burgfräulein von Neuenahr. Beide bedauerten den Verfall der Brücke; doch Liebe ist erfinderisch. An einem Armbrustpfeil band sie geschickt ein Garnknäuel und schoß den Faden zur jenseitigen Höhe. Das war eine gar lustige Brücke, die niemand gewahrte. Eine Schnur mit Ring und Brieflein lief bald am Faden entlang, ein regelrechter Verkehr begann unbemerkt zwischen den Liebenden. Und die Winde schonten des dünnen Gewebes und die Vöglein hüteten sich es mit Fittichschlägen zu zerreißen. „Hier mag man klärlich schaun, daß Freundschaft und die Liebe die schönsten Brücken bau'n!“ Zur Zeit der Fremdherrschaft am Rhein kam die Burg in den Besitz des Freiherrn vom Stein, der sie aber bald veräußerte, da er unter der Feindherrschaft kein Eigentum besitzen wollte.

Nur kümmerliche Ruinen sind von Burg Neuenahr verblieben. Ein Sproß des mächtigen Grafen von Are hat sie erbaut und sie zum Unterschied der Stammburg zu Altenahr nun Neuenahr benannt. Das prächtige Schloß ward leider zum Raubknecht ersten Ranges, sodaß die ergrimmten Bürger Ahrweilers es bereits im 14. Jahrhundert von Grund aus zerstörten. Die tiefe Stille da oben und die von Moos und Efeu umrankten Trümmer mitten im Waldesdickicht gaben allezeit der Volksphantasie die regste Nahrung. Tief im Innern des dunklen Basaltkegels liegen goldene Schätze verborgen, darunter ein goldener Pflug der im Schloßbrunnen verschüttet ward. Einst riet ein Zwerg einem Landsmanne, den Pflug zu heben; aber dabei müsse er lautlos zu Werke gehen. Der Bauer fand den Pflug und zog ihn nach oben. Da stand plötzlich ein feuriger Riese vor ihm. Der Bauer tat einen Schrei und der Pflug versank für immer in der Tiefe. Ein Zettel lag oben an selbiger Stelle mit der Aufschrift: „Bete und arbeite!“ Fürwahr der Spruch ward zur Wahrheit. Da oben, wo vordem Müßigkeit und Gewalttat herrschte, sehen wir nur Oede und Trümmer. Da unten, wo friedliches Wirken Platz griff, da findet heute der Einheimische reichen Erwerb und der fremde Gast Erholung und Heilung. Denn noch einen anderen Schatz birgt die Neuenahrener Talsohle:

„Der goldene Pflug, der hier versank,
ward tief im Tal gehoben
Dort aufgelöst als Segenstrank
Springt hoch sein Gold nach oben.“

Reiseabenteuer

Der Zufall führte beide sie zusammen —
Es war ein wundervoller Julitag.
Der Feuerwagen stand schon in hellen Flammen,
Hoch in den Lüften jauchzte Lerchenschlag.

Sie — reiste zu Verwandten nach Cuxhaven. —
Nach Philadelphia — rein geschäftlich — er.
So kam es denn, daß sie einander trafen
Auf ihrer Fahrt bis an das blaue Meer.

Sie war ein lustig Ding und voller Scherze,
In lichten Farben schillerte ihr Kleid. —
Er — sachlich — reserviert — kühl bis ans Herze —
Sein Aeußeres — solide Einfachheit.

Er kannte bald die Absicht ihrer Reise
Und ihre off'ne Art ihn oft entzückt;
Doch streng verschlossen stets blieb seine Weise,
Fast schien er ihr ein wenig gar gedrückt.

Er deckte sie mit seinem breiten Rücken,
Galant sie schützend so vor Druck und Stoß.
Da plötzlich — jäh entschwand sie seinen Blicken
So traf ihn des Verlass'nen bittres Los.

— — — — — — — —

Im D-Zug trafen wieder sie zusammen,
Sie leuchtet schon entgegen ihm von weit'
„Wie froh bin ich“, gestand sie, „daß Sie kamen“
Er (sehr verbindlich) „Ganz auf meiner Seit!“

So ging die Fahrt denn unter frohen Scherzen
Den Beiden schneller als gewollt dahin.
Das Schicksal reißt sie roh von seinem Herzen
Und trennt so auf ewig sie und ihn. —

Sie denkt betrübt: „Weh, daß wir scheiden müssen!“
Er (kalt): „Es ist ja schließlich kein Malheur . .“
Sie kombiniert: „Jetzt könnt' er mich doch küssen . . .“
Er lächelt steif: „Es war mir eine Ehr!“

Die Helden dieses Abenteuers trafen
Zuerst sich auf 'nem Postamt Berlin W.
Sie reist als Ansichtskarte nach Cuxhaven — —
Er — als Geschäftsbrief — fuhr nach „Ueberseе“

Lucie Wagener.

Sonntagsfreuden — Sonntagsfrieden

Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste.

In diesen Worten hat Goethe trefflich unser Trachten und Streben zum Ausdruck gebracht. Wir wohnen in einem Lande, dessen Boden nicht von selbst seine Früchte gibt, sondern zu steter Arbeit auffordert. Nur wenige Striche gibt es, wo wir in behaglicher Ruhe unserer Beschäftigung nachgehen können; in den meisten Gegenden aber leben wir in einem steten Kampfe um das Dasein auch mit der Natur. Namentlich entwickelt sich in den Städten die ganze Woche hindurch ein Hasten und Jagen, wie bei einem echten Sechstagerennen, und ihre Bewohner sind von beruflichen Dingen gequält.

Aber ein altes Sprichwort sagt auch: „Nach getaner Arbeit ist gut' Ruh'n.“ So ist denn schon der Sonnabendabend und der Sonntag der Ruhe und Erholung geweiht, verschieden beim Stadt- und Landbewohner. Wo ruht es sich besser aus als am heimischen Herde, bei Weib und Kind? Das weiß der Landmann, und am Sonntag gibt er sich behaglicher Untätigkeit hin und läßt sich in seiner Anspruchslosigkeit an einem geregelten Familienleben genügen. Am frühen Morgen mustert er noch einmal sein Ackergerät, er bessert daran herum, aber er treibt sich nicht, er hat Zeit. Er schmaucht die treue Tabakspfeife und schreitet gemächlich und gemütsruhig durch die Ställe, um den Hof, ergeht sich im Garten. Sinnend und prüfend bleibt er vor den Beeten stehen, rupft hier und da Unkraut aus oder blattet die Kohlköpfe, geht hinaus auf die grünenden Felder, trifft einen Nachbarn, den er die ganze Woche kaum gesprochen hat, erzählt sich mit ihm von der Bestellung des Feldes und dem Wachsen der Saat, von den Vieh in den Ställen und auf der Weide, und beide spüren Erholung und Glück nach arbeitsreicher Woche; spüren sie nur, aber sprechen nicht davon. Der Sonntagvormittag ist in der Regel für den Besuch des Gotteshauses bestimmt. Keine Entfernung, kein Wetter kann die erwachsenen Mitglieder der Familie abhalten, gemeinsam zur Kirche zu wallen, und die Kinder schließen sich meist an. Der Sonntagnachmittag wird gerade so wie der Feierabend bald der Familie bald der Geselligkeit gewidmet. Jenes überwiegt in Nord- und Westdeutschland, dieses in Oberdeutschland. Dabei kommt die Freude am Erzählen von Geschichten und Märchen, sowie auch die Neigung zu Musik und Gesang nicht selten weitgehend zu ihrem Rechte.

Anders der Städter, besonders der Großstädter. So bequem wie der Landbewohner hat er es nicht, die Freuden und den Frieden des Sonntags zu genießen. Aber auch er sehnt sich von ganzem Herzen danach. Unwiderstehlich treibt es ihn, besonders in der schönen Frühlings- und Sommerzeit hinaus in die freie Natur, in den grünen Wald. Es stört ihn nicht wenn er einen langen Weg zurücklegen und fahren muß, je nachdem: mit der Eisenbahn, mit der Hochbahn, mit der Straßenbahn, mit dem Dampfer, mit dem Motorboot, mit dem Auto oder mit dem Fahrrade. Die Sonntagsfreuden des Großstädters sind anders als die des Landmannes. Nach einer Wanderung durch Feld und Wald setzt er sich mit seiner Familie in irgendeiner Wirtschaft an den Kaffeetisch. Jedoch gehen die Männer meist bald zum Bier und zur Zigarre über und beginnen einen Skat zu „dreschen“. Man mag verschieden denken über solche Sonntagserholung und Sonntagspoesie, aber auch in den Großstädtern lebt das Streben sich erholen und zu kräftigen. Hatten sie in der Woche kaum Zeit zu einem Scherz, zu einem Gedanken, der nicht ihrem Berufe galt, an diesem Ruhetage nach getaner Arbeit sind auch sie von dem Gefühl der Freude beherrscht. Es geht durch sie ein Atemholen, das ihre Kräfte beschwingt und ihnen anhaltende Tatenlust für die kommenden Wochentage gibt.

Am Ausguck

Unbekannte Dörfer in Sibirien.

Die Chatilow-Expedition, die in Sibirien an einem kleinen Nebenflusse des Ob in der Gegend von Surgut Forschungen anstellt, entdeckte bei dieser Gelegenheit sieben Ortschaften, von deren Vorhandensein niemand auch nur die leiseste Ahnung gehabt hatte. Unter den 1500 Einwohnern gab es nur zwei, die lesen und schreiben konnten, und weder vom Weltkriege noch von der Sowjetherrschaft war irgend eine Nachricht in diese Einsamkeit gedrungen. — Die Bewohner der sieben Dörfer zerfallen in vier Sippen und sind durchweg Heiden. Sie bringen den „Kustaris“, d. h. Geistern von Flüssen, Bergen und heiligen Bäumen, Opfer in Gestalt von Tierfellen und Gebrauchsgegenständen. Wie sie erklärten, legen sie nicht den geringsten Wert darauf, zur Zivilisation in nähere Beziehungen zu treten, der sie von vornherein ein unbegrenztes Mißtrauen entgegen zu bringen scheinen. Man kann dies verstehen, wenn man erfährt, daß die die Expedition begleitenden Sowjetbeamten nichts Eiligeres zu tun hatten, als für die neuen Mitbürger . . Steuerlisten anzulegen.

Neue Funde in Palästina.

In Verfolg seiner Ausgrabungen auf dem Berge Ophel hat Professor Crowfood vom Britischen Archäologischen Institut auf dem gewachsenen Felsen, 13 Meter unter der Erdoberfläche, Teile von zwei Mauern von sieben Meter Dicke gefunden, die, wie man glaubt, aus der Makkabäerzeit (2. Jahrhundert v. Chr.) stammen. Die Mauern bilden ein Tor, vermutlich den Eingang zu der von Antiochus Epiphanes 168 v. Chr. gebauten Feste Acra, die in den Apokryphen und bei Josephus erwähnt wird. Diese Ansicht wird gestützt durch die Auffindung eines Schatzes von dreihundert Münzen aus der Zeit des Alexander Jannäus (90 v. Chr.) — Aus dem Umstande, daß sich Werke aus der Makkabäerzeit hier auf dem Felsen finden, glaubt man schließen zu dürfen, daß die Westmauer der Stadt der Jebusiter nur wenig weiter östlich sich befunden haben muß. Damit würde eins der größten Probleme, welche die Erforschung Palästinas heute noch vor sich hat, zur Aufklärung gelangen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: W. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34 · Mittwoch, 24. August 1927

Zum Wochenende zum „König der westfälischen Berge“

Mit einer Sonntagskarte bis Fredeburg, die auch bis bezw. von Brilon-Wald gültig ist, treten wir am Samstag mittag die Fahrt auf der Lennetalstrecke bis Altenhundem und nach Umsteigen weiter immer der oberen Lenne folgend, bis Schmallenberg an. Um ganz sicher zu gehen, haben wir die Blätter Schmallenberg, Winterberg und Brilon der Sauerlandkarte 1:50 000 vom Sauerland-Verlag zu Iserlohn zu uns gesteckt.

Vom hoch gelegenen Bahnhofe Schmallenberg darheilen wir zunächst die ganze Stadt abwärts und folgen dann der Landstraße zum ehemaligen Kloster Grafschaft (eine Stunde). Die Kellergewölbe bergen heute u. a. eine Beerenweinkelterei. Malerisch wirken Torbogen und Klostergebäude; nur der Kirchturm ragt von der einstigen gewaltigen Kirche noch empor. Still und versonnen in einem Seitentälchen lädt der Klosterteich zum Verweilen ein. Der Weg dorthin ist nicht bezeichnet, um so einsamer bleibt dieser spiegelglatte Teich inmitten schlanker, düsterer Tannen. Ein nicht zu verfehlender Feldweg führt uns an Almert vorbei zur bekannten Sommerfrische Oberkirchen. Bis hierher waren es gut 2 Stunden Wegs. Wer noch gut zu Fuß ist, wandert auf der Hauptwanderstrecke 13 des Sauerländischen Gebirgsvereins ostwärts noch gut ein Stündchen weiter zur ebenfalls weit bekannten Sommerfrische Nordenau. Die Natur wird hier von Minute zu Minute wildromantischer und bald begleitet uns anstatt der Lenne der muntere und lustig plätschernde Nesselbach.

Haben wir in Oberkirchen oder Nordenau das eigentliche Wochenende beschlossen und den Beginn einer neuen Woche gemacht, so wandern wir am Sonntag früh frisch und munter auf der Hauptwanderstrecke 13 tüchtig aufwärts über die Schwedenschanze, unterwegs jedoch öfter unvergeßlich schöne Rückblicke genießend, bis zum „König der westfälischen Berge“, dem Kahlen Asten, 841 m hoch (ab Nordenau 1½ Stunden). Eine Ruhepause und Besteigung des Turmes, der der Provinz Westfalen gehört, ist wohl selbstverständlich. Dann steigen wir vom höchsten Berge Westfalens wieder hinab, lassen das höchst gelegene Dorf Westfalens, Alt-Astenberg, links liegen und halten uns auf Hauptwanderstrecke 2 südwärts. Eine unbeschreiblich schöne Wanderung durch schattigen Hochwald und durch das Renautal bringen uns in 2 Stunden nach Silbach, einem Dörflein mit einstigen Silbererzgruben. Der gleichen Wanderstrecke bleiben wir treu bis fast zum Ende, zunächst aufwärts an der Elberfelder Hütte am Hohen Hagen vorbei und wieder hinab nach Niedersfeld im Tale der oberen Ruhr (weitere 80 Minuten), als Sommerfrische bestens bekannt. Ueber das aussichtsreiche Ochsenkreuz im schönsten Hochwalde erreichen wir nach fast 2 Stunden Bruchhausen und nach weiteren 20 Minuten die wuchtigen Bruchhauser Steine. Von einzelnen der vier hohen Porphyrfelsen hat man nach nicht ganz ungefährlicher Besteigung (als Vorübung für Alpenkletterei empfehlenswert) weite und lohnende Fernsicht. 25 Minuten hinter den Steinen verlassen wir Hauptwanderstrecke 2 und halten uns noch 40 Minuten auf der Landstraße, bis wir den Schlußpunkt unserer herrlichen Wanderung, den Bahnhof Brilon-Wald, erreicht haben. Hochbefriedigt von allem Geschauten vertrauen wir uns der Eisenbahn wieder an und leben dann noch tagelang in der Erinnerung an die Genüsse des unvergleichlichen Hochsauerlandes.

Fröhliches Sauerland

Der „Voss. Ztg.“ wird geschrieben: „In Meschede ist es schwer, traurig zu sein“, hat Ferdinand Freiligrath vor Jahrzehnten geschrieben. Das Traurigsein ist ja auch nicht der Zweck des Reisens. Und da der Wandertrieb mit uns Deutschen geboren ist, haben wir also die besten Aussichten zum Frohsein, wenn wir es mit dem großen Ferdinand halten und ins Sauerland reisen. Wenn man im Sommer ins Sauerland kommt, sagen die Sauerländer, daß man die wahre Schönheit ihrer Heimat erst im Winter kennen lernen kann, wenn die stillen Bergwälder verschneit sind. Pilgert man auf Schneeschuhen durch den verträumten Winterwald, hört man von freundlichen und heimatstolzen Eingeborenen: „Ja, da sollten Sie mal erst im Sommer kommen!“ Das muß doch ein herrliches Land sein, dessen Bewohner mit solcher innigen Liebe und Bewunderung an der eigenen Scholle hängen. Es dauert auch nicht lange, da ist der fremde Gast von der Liebe zum Sauerland angesteckt. Neben den landschaftlichen Schönheiten der bewaldeten Bergzüge und der wasserreichen Täler bieten die Ueberreste alter Kultur dem gebildeten Reisenden vielfache Anregung. In der Nähe von Meschede, diesem hochzivilisierten Städtchen mit seiner mittelalterlichen Geschichte, kann der Wanderer einen richtigen Eremiten besuchen, der in einer 900 Jahre alten Klause auf einem Bergvorsprung haust. Aus der vorchristlichen Zeit ist die Hünenburg keltischen Ursprungs erhalten. In den Städten und Städtchen fühlt man sich auf Schritt und Tritt in die längst vergessene Poesie alter Vergangenheit versetzt. Man würde sich gar nicht wundern, wenn aus den winkligen Gäßchen einer verschlafenen Bergstadt wie Arnsberg ein Herold hoch zu Roß dahertraben und mit schmetternder Fanfare den Bewohnern kund und zu wissen tun würde, daß der Dreißigjährige Krieg soeben durch Friedensschluß beendet sei. Man ist höchstens erstaunt, zu sehen, daß elektrisches Licht, Telephon und Automobil bis in die weltabgeschiedene Idylle sauerländischer Vergangenheit vorgedrungen sind. Wie lange wird dieser Kontrast zwischen schlafender Vergangenheit und lebender Gegenwart noch erhalten bleiben? Eisenbahnen und Postautos arbeiten um die Wette, um durch günstige Fahrgelegenheit das Sauerland immer mehr dem Fremdenverkehr zu erschließen. Der Wochenendverkehr von Dortmund und Kassel, Soest und Hagen, kleineren und größeren Städten verlangt gebieterisch sein Recht und bringt immer neue Gäste aus der Welt da draußen in die friedliche Abgeschiedenheit des Sauerlandes. Und nicht wenige der Reisenden, die als Eintagsfliegen zu kommen glaubten, bauen sich ihr Nest oder, wie man es heute nennt ‚ihr Wochenendhäuschen, und fühlen sich nach wenigen Wochen als Eingeborene. Denn „hier ist es schwer, traurig zu sein“.

Der Rhein, sein Werden und Wirken

Von Otto Doderer.

Was ein Strom bedeutet für ein Volk, und insbesondere der Rhein für Deutschland und unsere Nachbarvölker, die Schweiz und Holland, das zeigt gegenwärtig die Koblenzer Ausstellung „Der Rhein, sein Werden und Wirken“. Diese Ausstellung ist kein Jahrmarkt bunter Sehenswürdigkeiten, keine Anhäufung historischer Gegenstände und keine Warenmesse, sondern die ernste, wissenschaftlich lehrhafte Darstellung eines Naturphänomens mit seinem wunderbaren, vielverzweigten Organismus und in seinen entscheidenden Beziehungen zur Kultur und Wirtschaft. In Querschnitten und Beispielen, letzte Ergebnisse gelehrter Forschungen und fachmännischer Erfahrungen auf die konzentrierteste Formel gebracht, tut sich in ein paar Ausstellungshallen ein Stück aus dem kosmischen Haushalt der Natur, das atmosphärische Geheimnis einer Landschaft auf. Durch Karten, Reliefs, Tabellen, Diagramme, Modelle, bildliche Darstellungen, paläontologische Funde, Gesteine, Pflanzen und Tiere wird veranschaulicht, wie der Rhein im Laufe von Jahrhunderttausenden geworden ist und die Landschaft gestaltet hat und wie er selber im Laufe jahrhundertelanger Menschenarbeit auch zu einem Kulturwerk wurde. Darstellungen der Bodenverhältnisse, klimatischer und biologischer Erscheinungen, verkehrs- und strombautechnischer, wirtschaftlicher, kultureller und soziologischer Fragen und ihrer Wechselwirkungen untereinander bringen mit erschütternder Eindringlichkeit zum Bewußtsein, in welch hohem Maße der verkehrsreichste Strom Europas, die natürliche Straße Mitteleuropas zur Nordsee, tatsächlich die Lebensader nicht nur ganz West- und Süddeutschlands, sondern auch der mit seinem weitgreifenden Flußnetz verbundenen Nachbargebiete ist, wahrlich ein Vater, ein leben- u. segenspendender Nährvater. Nicht nur als Verkehrsweg bedingt der Rhein die Siedlungsverhältnisse und die industrielle Entwicklung seiner Ufergebiete, auch die Wettergestaltung und damit die natürlichen Lebensbedingungen für Tier- und Pflanzenwelt, also auch die Landwirtschaft und besonders der Weinbau, sind von seinen Wassermengen und Abflußverhältnissen abhängig.

Die Ausstellung führt uns zunächst in die Geographie des Rheines hinein. Reliefs bilden die Quellengebiete in den Schweizer Alpen ab, wo in Höhen von 2—3000 Metern aus den Wassern der Gletscher zahlreiche kleine Rinnsale abfließen, die alle schon den Namen Rhein (= „fließendes Wasser“) führen (Gämmer Rhein, Vaiser Rhein, Rhein, Averser Rhein u. a.) und drei Bäche bilden den Vorderrhein, den Mittelrhein und den Hinterrhein, die sich bei Reichenau vereinigen und dann als eigentlicher Rhein in den Bodensee eintreten. Von seinem höchsten Quellbach bis zum Einfluß in den Bodensee hat der Rhein auf einer Strecke von etwa 100 km bereits einen Höhenunterschied von rund 2000 m überwunden. Basel erreicht er in einer Höhe von 248 m. In Köln liegt sein Wasserspiegel 38 m über dem Meere und an der deutschen Reichsgrenze 11 m. Von seinem über 1200 km langen Lauf entfallen 697 km auf das Deutsche Reich. Zahlreiche sumpfige oder trockengelegte alte Flußläufe lassen erkennen, wie der Rhein in vorgeschichtlichen Zeiten oft sein Bett veränderte oder wie er in den letzten Jahrhunderten durch künstliche Korrektionsbauten abgeleitet worden ist.

Die geologische Abteilung der Ausstellung läßt uns einen Einblick gewinnen in den Werdegang des Rheines. Die Vorzeit steht vor uns auf, als sich noch zwischen Basel und Mainz ein Meeresarm erstreckte, der Mittelmeer und Nordsee, durch die Wetterau verband und auf der anderen Seite des Rheinischen Schiefergebirges die Nordsee bis nahe an Köln heranreichte. So ist z. B. das Skelett einer Seekuh, das aus dem Alzeyer Meeressand ausgegraben wurde, zu sehen. In denselben tertiären Meeresablagerungen des Mainzer Beckens werden häufig auch Haifischzähne gefunden.

In anderen Ablagerungen des Rheinlandes wurden die Reste der ältesten menschlichen Gebeine, die bisher auf der Erde gefunden wur-

den, des sogenannten Heidelberger Menschen, der in der Eiszeit lebte, ausgegraben und des einem jüngeren Zeitalter entstammenden Neandertaler Menschen bei Düsseldorf-Elberfeld. Zur Zeit des Neandertalmenschen, in der sogenannten Steppenzeit, kam der Mensch zum erstenmal in größeren Verbänden an den Rhein. Seitdem ist der Rhein die große Völkerstraße Europas geblieben. In der fast fünfhundertjährigen Zeit der Römerherrschaft wurden unter dem Schutze des Limes die rheinischen Städte gegründet und Landstraßen gebaut, und Trier an der Mosel war die zweite Kaiserresidenz des römischen Weltreiches. Nach den Stürmen der Völkerwanderung, während deren die Franken und Alemannen von den Gebieten am Rhein Besitz ergriffen hatten, wurden die Römerstädte Königsgut und im Verlaufe des Mittelalters freie Reichsstädte. Im Mittelalter wurde der Rhein die „goldene Reichspfaffengasse“ genannt, und die Besiedlung des deutschen Ostens ging von den rheinischen Ländern aus. —

An die Eiszeit erinnern noch nach Ansicht der neuesten Forschung eigentümliche Bräuche zweier Fischarten im Rhein, der Lachse und der Aale. Die Lachse werden von ihren Müttern, die im Meere leben und nur zu der Geburtsstunde rheinaufwärts kommen, in Seitenbächen zur Welt gebracht, und die Aale wandern in frühester Jugend auf dem Golf von Mexiko auf dem Rücken des Golfstromes 6000 km weit in drei Jahren nach den europäischen Süßwasserströmen und verbringen in den zum Rhein fließenden Bächen ihre 6—10 besten Jahre, bevor sie sich wieder zur Heimfahrt nach südlichen Gewässern rüsten, um der Fortpflanzung ihrer Art zu dienen. Auch andere interessante Dinge werden in der biologischen Abteilung der Koblenzer Rheinschau gezeigt, so die Rolle, die der Rhein für den Wandertrieb der Zugvögel spielt oder die ungeheure Tiefe, in die die Wurzel der Rebe durch den trocknen Boden gehen muß, um Wasser zu finden.

Neben der Landwirtschaft, die im Verlaufe des Rheines mannigfaltige Formen hat, ist dem Weinbau, der am Ober- und Mittelrhein sowie in den Tälern der Nebenflüsse gepflegt wird, eine besondere Abteilung gewidmet, die außer den natürlichen Vorbedingungen des Weinbaues und der Anpassung des Weinbaues an diese Vorbedingungen auch die Witterungsverhältnisse sowie Geschichte und Kultur des Weinbaues am Rhein zeigt. Auch dem Forstwesen, das große Bedeutung hat für Niederschlag und Klima, ist eine eigene Abteilung eingeräumt.

Als Verkehrsstraße ist der Rhein, der bis Köln mit Seedampfern befahrbar ist, für den Gütertransport bereits seit dem neunten Jahrhundert von Bedeutung. Seit den 1820er Jahren setzte sich die Dampfschiffahrt technisch durch, in den 1840er Jahren kamen die Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaften auf. Die Häfen von Basel, Mannheim, Duisburg-Ruhrort, Rotterdam und auch noch andere Rheinhäfen sind in Kolossalgemälden, Plänen und Modellen auf der Ausstellung vertreten. Ebenso werden Moritz von Brücken gezeigt, mittelalterliche Holzbrücken und moderne eiserne Bogen- und Hängebrücken. Lehrreich ist auch ein Einblick in die Arbeit des Strombaues, der durch Verlegung ganzer Stromarme, Baggerungen, Felssprengungen usw. dem früher in zahllose kleinere und größere Arme gespaltenen Rhein allmählich ein gleichmäßiges Strombett geschaffen hat.

Das für die Zukunft wichtige Gebiet der Wasserkraftnutzung kommt ebenfalls anschaulich zur Darstellung. 95 v. H. aller schweizerischen Ortschaften werden durch den Rhein mit elektrischer Energie versorgt. Der Oberrhein von Konstanz bis Basel könnte etwa 9 v. H. des gesamten Industriebedarfs von ganz Deutschland decken. Auch für die Wasserversorgung ist der Rhein, der an beiden Ufern einen mächtigen Grundwasserstrom mit sich führt, von Wichtigkeit, ebenso für die Abwässerbeseitigung der großen Städte und Industriewerke, die neuerdings durch moderne Kläranlagen verbessert wurde.

Daß die Industrie in ihren verschiedensten Arten, die am Rhein einen so raschen Aufstieg genommen hat, in dieser Rheinschau weiteste Berücksichtigung gefunden hat, ist selbstverständlich, und namentlich Holland und die Schweiz haben hierzu interessantes Material beigesteuert. Auch die Abteilungen Fischerei, Jagd, Naturschutz, Wassersport und die bildliche Darstellung der Rheinlandschaft im Wandel der Zeiten (in der in historischer Reihenfolge durch Werke deutscher, holländischer und Schweizer Maler die Entwicklung des rheinischen Landschaftsbildes seit dem 16. Jahrhundert vor Augen geführt wird) können hier nur flüchtig genannt werden. Das Gesagte genügt wohl, einen Begriff zu geben von dem einzigartigen Erlebnis, das die Koblenzer Schau vom Werdegang und dem vielfältigen Wirken des Rheines vermitteln kann.

—⊙—

Nordland-Tagebuch

1. Der erste Tag auf See.

Einen Tag sind wir nun mit dem Hapagdampfer „Resolute“ nach dem Nordland unterwegs, genießen die leise Sensation, als die man die beharrliche Vorwärtsbewegung des Schiffes erlebt, ruhen auf dem Liegestuhl und hören das Wasser an dem riesigen Schiffsleib gleichmäßig auf- und abschwellenden Tones entlanggleiten. Dann und wann blicken wir über die in silbermetallischen Flecken und Streifen gleißende Nordsee, öfter noch auf die vorbeiflanierende elegante Welt, die in unserer Läuferecke (es gibt deren mindestens 50 auf dem Schiff) auf den jeweils vorhandenen Grad an Schönheit, Eleganz, auf Alter und Nationalität wohlwollend abgeschätzt wird. Ja, hier kann man nur wohlwollend jedem gegenüber sein, dem man begegnet. Denn man hat auf unserem 20 000 Tons großen Luxusdampfer alles, was man sich wünscht, ist „restlos glücklich“, wie das gefügelte Wort unseres Schiffes heißt.

2. Erwachen im Fjord.

Anderthalb Tage ging das Schiff gleichmäßigen Gangs, rauschte die Bugwelle, quirlte das Heckwasser die weiß-grüne Bahn durch die silbrige Meeresfläche. Heute morgen wachen wir auf: das Schiff liegt still. Der Blick aus dem Kabinenfenster reicht nicht weit. Drüben, keine hundert Meter vom Schiff steigt aus blauer Spiegelflut eine steile Wand. Es war wohl keiner im Schiff, dem dieser kurze Ausblick nicht schnell in die Kleider half. Die Eile wurde belohnt. Denn rings um das Schiff türmten die Berge sich auf, trugen auf dem schroff aus dem tiefblauen Fjordwasser steigenden Fuß das zarte Grün der Birke, das kräftigere der Lärche und Kiefer, gingen allmählich in graufarbenes Felsengestein über und trugen auf ihrem Rücken ewigen Schnee, um den weiße Sommernebelwolken ihr unruhiges Wesen trieben und der die Steilwände hinunter einen Schmelzbach und Wasserfall neben dem andern auf die rauschende Reise in den Fjord schickte. Es ist seltsam: diese urwüchsig aufragenden Felsriesen, sie bedrücken nicht durch ihre Wucht. Sie berücken durch ihre fast unwahrscheinliche Anmut. In der Luft ist ein traumhaft zartes Blau, das die härteste Kontur zu sanften Linie mildert und dem klobigsten Bergklotz einen Anmutsschleier überwirft.

Vor uns am Ende des Fjords liegt das kleine Odda. Dort stehen Autos bereit zur Fahrt durch das Tal des Aaboelv nach den Laatefos. Wild wirft der Fluß seine Wasser über das klotzige Geklipp dem Fjord entgegen und singt die Melodie, die uns in den nächsten Tagen ununterbrochen tönen soll und die uns nach etwas mehr als halbstündiger Fahrt aus dem Laatefos orgiastisch entgegenbraust: das entfesselte Rauschen des in die Tiefe brausenden Wassers. Dicht neben einander jagen die beiden Fälle weißsprühende, donnernde Gewitter in einen gemeinsamen Kessel, aus dem sie fast zu ihrem Ausgangspunkt zurück und in weit hinausschwingendem Gesprüh ins Tal gischten. Und als ob auch diesem wilden Wasserspiel die Milde nicht fehlen sollte, bietet der Gischt sich der Sonne dar und läßt — zehn, fünfzehn Meter vor uns — einen in allem Getobe und Geschleuder reglos wie eine Fabelbrücke über dem schmalen Talgrund stehenden Regenbogen aufleuchten.

3. Fahrt ins Mitternachtslicht.

Um vier Uhr nachmittags lichtet „Resolute“ die Anker, um durch den Hardanger Fjord, durch den wir nachts nach Odda gekommen sind, zurückzufahren. Auf dieser Fahrt ließ sich als das wesentlichste Kennmal der Fjordberge eine ganz andersartige Berggestalt erkennen, als sie uns z. B. in den Alpen begegnet. Die Fjordberge steigen nicht minder steil als die Alpen zum Gipfel. Aber der Gipfel läuft selten spitz zu, sondern streckt sich lang hin gleich einem steilbauchigen Riesentier. Der Fjordberg erhebt sich zudem aus fast südlich blauer Flut und wiederholt so mit ungleich größerer Mächtigkeit das Zusammenspiel von Felswand und Wasser, wie es die Gletscherbäche und Fälle zeigen. Darum kann keiner sagen, daß ihm, weil er die Alpen gesehen, die Welt der norwegischen Fjorde nichts Neues mehr bieten könne; er kann es um so weniger, als er in den Alpen nur klare Scheidung von Tag und Nacht erlebte. Hier ist es anders. „Resolute“ fuhr heute Stunde um Stunde durch den Abend, die Berge tauchten ihren Fuß langsam in Schatten. Ueber ihre Felshäupter, Schneemützen und Gletscherumhänge kam mildestes Abendlicht von der Farbe eben aufblühender hellroter Rosen. Die Uhr zeigte neun, die Uhr zeigte zehn, die Sonne versank hinter breitgelagerten Bergkulissen. Die Uhr zeigte elf. Das Licht blieb. Nur zögernd wich es, als es gegen zwölf Uhr ging, hinter dem fahrenden Schiff von den Bergen. Voraus aber blieb der Abendbrand stehen, legte eine Fläche durchsichtigen, stofflos scheinenden Goldes über den nahen Horizont. Aus dem Gold entfaltete sich weit in den Himmel kristalleres Blaugrün, das sich hoch über dem Schiff in bleichem Grau auflöste. So blieb der Sonnenuntergang bis tief in die Nacht stehen und wurde, um den halben Horizont wandernd, in der Frühe des folgenden Tages Sonnenaufgang.

4. Das Gigantental.

Dampfer „Resolute“ liegt hinter uns vor Aandalsnaes im Romsdalfjord. Unser Zug setzt zur Fahrt an und rollt an den kleinen Häusern von Naes vorbei ins Freie. Der Weg geht durch Birken- und Ahornalleen an blumenbunten Wiesen vorbei einem schwarzgrauen Bergblock zu, der die Welt vor uns abzuschließen scheint. Nach kaum mehr als einer Viertelstunde halten wir am Fuß zweier Berge, die keine Berge mehr, die etwas Unbezeichenbares sind. Hundert Meter breites, flußdurchströmtes Tal ist zwischen ihnen. Rechts steigt es in sechs, sieben mächtigen, von Frost und Hitze zerschrundenen Pfeilern Hunderte von Metern hoch und zerzackt sich in eine wild zerrissene und zerschlissene Kammlinie. In diesem grausig nackten, himmelstürmenden Gefels dröhnt dem hörenden Ohr ein granitnes Gelächter auf alles klassische Ebenmaß aus der Erde hoch, dessen Wucht einen fast umstößt. Und als ob der Erdbaumeister an dieser Stelle seine Gestaltermacht doppelt hätte beweisen wollen, hat er den Trolltinderne das Romsdalhorn gegenübergestellt, das mit steilen Flächen zu seinem schmalgebuckelten Gipfel aufstrebt und aus dem Buckel einen gebogenen vorspringenden Fels wie eine Spitzaxt in den Himmel treibt.

Bei klarem Tag erträgt man gerade eben die grandiose Wucht dieser Felsberge. Wenn man sie aber im geisterbleichen Licht der Mitternacht sähe, ich glaube, man würde von der Urangst gepackt, hilflos an den Fleck gebannt und sähe mit aufgeregter Phantasie Giganten aus den Felsschründen treten, mit zermalmendem Fuß ins Tal tappen und, mit Donnerhämmern bewehrt, talaufwärts ziehen, um ihren Kindern eine noch gewaltigere Felsenburg in den Himmel zu türmen.

Will Keiling.

—⊙—

In Aegypten

Von Herbert Eulenberg.

Es ist noch heute wie zu Herodots Zeiten eines der interessantesten Länder der Welt, dies uralte Aegypten, wiewohl der kindliche, treuherzige Mann aus Halikarnaß, der seinerzeit zuerst von diesem Reich erzählt hat, das Schwammwort „interessant“ noch nicht kannte und darum auch nicht gebrauchen konnte. „Jetzt werde ich noch weitläufiger über Aegypten sprechen“, heißt es harmlos bei ihm, „weil es viele Wunder enthält und vor allen Ländern Werke darbietet, die man kaum beschreiben kann.“ Eigentlich ist es nur ein langer Oasenstreifen in der Wüste, dies Land, das seit Urzeiten seine Fruchtbarkeit, ja sein Bestehen überhaupt, einzig dem Nil verdankt, dem breiten gelben Strom, an dem das Volk von Aegypten noch heute wie ein Kind an Vater und Mutter hängt. Wird doch auch jetzt noch das Steigen des Nils, das mit dem 21. Juni, dem längsten Tage im Jahre, zu beginnen pflegt, von dem ägyptischen Volk unter Einhaltung mancher Gebräuche, ähnlich noch wie bei uns der Fronleichnamstag, die Gottestracht gefeiert. Dann schreien die braunen Nilrufer mit ihren eintönigen, doch eindrucksvollen Stimmen die Zahl der Zölle aus, die der Strom gewachsen ist. Und die Bewohner von Kairo, die schon die Nacht vorher im Freien und meist an den Ufern des Nils verbracht haben, brechen nun in weithin hallenden Jubel aus und freuen sich alljährlich aufs neue des Wunders, das mit ihrem Fluß geschieht. In dieser Nacht, die auch die Nacht des Tropfens genannt wird, soll nämlich nach der Lehre der alten ägyptischen Priester eine Träne der Isis als göttlicher Tropfen in den Nil fallen und sein Steigen verursachen.

Trotzdem die Regulierung des Stromes heutzutage durch riesige Stauwerke erfolgt, deren größtes, neben dem Staudamm zu Assuan, der Barrage du Nil bei Kairo ist, trotz dieser nunmehrigen künstlichen Leitung des alten Flusses läßt sich das ägyptische Volk seine Nilfeste nicht rauben, die es zugleich als Höhepunkt des Sommers begeht, wie wir die Sonnenwendfeste feiern. Köstlich ist es schon bei dem seligen Herodot nachzulesen. Er ist erstaunlich lesbar geblieben in seiner unverbildeten schlichten Erzählungsweise. Im übrigen schwillt das Bücherwerk über Aegypten letzthin stark und befruchtend wie der Nil selber an. Besonders der bildenden Kunst der alten Aegypter ist man eindringlich zu Leibe gerückt. In der Dichtung haben sich die alten Aegypter nicht und nie besonders hervorgetan und ist uns auch wohl außer einigen Prophezeiungen und Inschriften in Hieroglyphenschrift wenig erhalten. Aber als Steinbildner, Zeichner und Gestalter sind sie uns in den letzten Jahren immer mehr ans Herz gewachsen. Und es gibt heute schon manche unter uns, von denen die ägyptische Bildhauerei höher geschätzt wird als die altgriechische. Freilich stand ihre Plastik zunächst vorwiegend im Dienst ihrer Baukunst, in der sie ohne Zweifel von allen Völkern des Altertums mit am meisten geleistet haben. Wo sie selbständige einzelne Bildwerke geschaffen haben, Werke, die man heute in den Museen zu London, Paris und Berlin fast ebenso gut wie in Kairo betrachten und besinnen kann, da scheinen sie mir im allgemeinen realistischer, zu deutsch: sachlicher, sinnenhafter und naturnäher gearbeitet zu haben als die Griechen, die Ideenträger und großen Entdecker der Seele und des Geistigen. Namentlich in ihren Wandzeichnungen und Tierdarstellungen fällt einem dies auf, wo sie uns oft als einfache begabte Abschreiber der Schöpfung vorkommen. Die Fähigkeit für die bildliche Kunst hat sich in dem ägyptischen Volk bis heute erhalten. Und wir begegnen ihr oft noch in den einfachsten bunten Aufnäharbeiten armer Fellahmädchen, die man jetzt in den Basaren Kairos darbietet.

Auffallend ist einem bei dem flüchtigsten Besuch des Landes auch jetzt noch die eigentümliche Schwermut seiner dunklen Urbewohner, die uns schon aus den ältesten Urkunden des Nordes in Stein- und Papyrosschrift anspricht. Der Aegypter ist von altersher gewöhnt, dies Dasein nur als eine Wallfahrt zum Tode, als eine Vorbereitungszeit für das Jenseits anzusehen, wo einen die Unsterblichkeit erwartet. „Millionen von Jahren verbringt man dann im Hause des Vaters Osiris.“ Wie man auf einem Standbild des Pharaonen Thutmosis sieht. Fremde Beobachter dieses Landes haben den eigentümlichen Hang zur Melancholie, zum Weltschmerz, den der Aegypter hegt, aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Wüste hergeleitet. Dieses ewige Sinnbild des Vergehens und der Vergänglichkeit, das die Aegypter als Bewohner der nur schmalen Nilaxe täglich und ständig vor Augen haben, sei Anlaß und Ursache der Schwermütigkeit dieses Volkes. Vor diesem ernsten Hintergrund konnte sich nur eine schwarzseherische, grübelsüchtige Nation entwickeln. Bekanntlich haben die Bewohner des Nilstreifens auch in den Kopten die Lehren des Urchristentums mit seinem diese Welt verneinenden und dem Tode zugewandten Pessimismus besonders rasch und willig aufgenommen. Anderseits will uns gerade der Gottesdienst der Kopten mit seiner keinem mehr verständlichen Kirchensprache als besonders düster und unheimlich erscheinen. Die Kopten selber, ja sogar ihre Priester wissen kaum noch ein Wort aus dem Koptischen, das heißt, der Sprache, die im Aegypten des dritten Jahrhunderts nach Christi geredet wurde. Gleichwohl geht der sonderbare Singsang in den koptischen Gemeinden Aegyptens, die noch heute recht stark und zahlreich sind, während des Gottesdienstes, der dem der griechisch-katholischen Kirche ähnelt, oft drei Stunden und länger vor sich. Wobei sich die Zuhörer oft ganz unbekümmert über ihre weltlichen Sorgen und Geschäfte unterhalten. Aber das Geheimnisvolle und das Geheimkrämerische hat für die Aegypter als die Menschen mit den dichten Wimpern an den Augenlidern stets etwas Anziehendes gehabt. Das wissen wir schon aus den Berichten der Römer, die, als sie in der Kaiserzeit zuerst mit diesem fremdartigen Volk zusammenstießen, gerade durch die Geheimlehren, die um die Anbetung der Isis webten, besonders stark beeindruckt wurden. Auch jetzt kann man diese Neigung zum Dunkeln und Mysteriösen bei den Aegyptern noch häufig beobachten. Bei dem gewöhnlichen Volk geht oft damit ein „Liebäugeln“ mit der nahen Wüste Hand in Hand. „Wenn wir in der Stadt nichts erreichen,“ so erklären einige Führer oder die Diener in Kairo gern, „dann gehen wir in die Wüste und werden Beduinen, das heißt Zigeuner.“ Mit anderen Worten: „Dann geben wir euer langweiliges seßhaftes Leben auf und sind wieder die Selbständigen, die Mutigen und stets beweglichen Bewohner der Wüste, die ihre Zeltpflöcke heute hier und morgen da einschlagen. Ueber unserer Mütze nur die Sterne!“

Diese Sinnesart mag uns Deutsche an die Uebergangszeit in unserer Geschichte erinnern, da unsere noch nicht zivilisierten und christianisierten Vorfahren, wenn es ihnen zu dumm wurde mit der Kultur, einfach in den noch nicht gerodeten Urwald zurückkehrten, der vordem die Heimat ihrer Väter gewesen war. Ein solches Stück Urwelt ist auch die Wüste, mit dem Unterschied nur, daß sie in absehbarer Zeit wohl noch nicht weg- und bewohnbar für die Allgemeinheit gemacht werden kann. Die Neigung zur Schwermütigkeit und Lebensverneinung bei den Aegyptern, die mit einer ganz seltenen Stetigkeit ihre Rasse und ihren von der Natur bedingten Typus durch eine jahrhundertlange Knechtung gewahrt haben, muß uns Abendländer darum ganz besonders wundern, weil die Menschen hier am Nil eines vor uns voraushaben: Sonnenschein und fast beständig schönes Wetter, das hier dank der meist leicht windbewegten Luft selbst im Hochsommer nicht so entnervend wie sonst der Aufenthalt in den Tropen auf den nördlichen Reisenden wirkt. Diese herrliche Luft, dieses immer sonnige Wetter, das auch schon Herodot bewundert, macht das Land besonders im Winter und Frühling für uns geradezu zu einem Gesundbrunnen und paradiesischen Erholungsheim. Und wird es in Zukunft bei leichteren und schnelleren Verbindungsmöglichkeiten immer mehr dazu machen. Und vielleicht ist die Zeit gar nicht mehr so fern, wo es unter Freunden hier oben im Norden am Fernsprecher heißt: „Wollen wir uns zum Wochenende im Heliopolis Palace oder im Mena House Hotel bei Kairo treffen? „Nein! Wenn es euch recht ist, fliegen wir diesmal das Stückchen bis Luxor weiter!“ „Gemacht! Auf Wiedersehen dort im Winter Palace.“

—⊙—

Fahrt an die Mosel

Zwischen Hunsrück und Eifel im lieblichen Tale der Mosel, von Reben umrankt, warm gebettet liegt die 2000jährige Stadt Trier. Wiege höchster abendländischer Kultur-Angelpunkt der Schicksalswage des römischen und christlichen Nordens. Hier, in der altrömischen Kaiserresidenz Augusta Treverorum, kreuzten sich die Wege, die von Rom und vom Orient hinführten an den Rhein — hier war der Brennpunkt der Kämpfe mit den vordringenden Germanen, die dem Abendlande ein neues Gesicht gaben — hier schützte Konstantin der Große die ersten Kirchen der Christen.

Die Marienfäule schaut heute von felsigen Höhen jenseits der Mosel herab auf eine behagliche Stadt, reich an ehrenwürdigen Gotteshäusern, an Gärten und alten Giebeln. Trier, die Stadt des Weines hat Weltruf. Trier, die Stadt der Kirchen und Tempelreste verdient ihn noch weit mehr! Wie ein aufgeschlagenes prächtiges Bilderbuch abendländischer Geschichte liegt sie im blütenreichen südlich anmutenden Frühling vor uns, und die anmutige Umgebung des Gegenwärtigen, macht das Studium des Alten in diesen Mauern zu einem Genuß.

Die Mosel aufwärts von Koblenz kommend oder durchs Kyltal der Eifel von Köln her oder die Saar herab von Saarbrücken: ist die Fahrt nach Trier schon ein Genuß. Vielgestaltig, wie die große geschichtliche Vergangenheit, ist die Umgebung: schöne Flußtäler mit Weinberghängen, steiler Felssturz — hier Schiefer, dort rotleuchtender Sandstein, wechseln mit Matten und Wäldern: Ruinen von Burgen, freundliche Städtchen, Weingutsschlösser und Kapellen säumen die Straßen und Ufer. Die Möglichkeit zu Wanderungen sind unübersehbar. Dampferfahrten hinab zum Rheine, bequeme Bahnfahrt ins anmutige Luxemburg hinüber.

„Man müßte ein Buch schreiben, wenn man alle schönen Punkte beschreiben wollte, welche Trier im Umkreis von 2 Stunden darbietet. Einen solchen Reichtum von landschaftlichen Partien sah ich nie auf einem so kleinen Raum.“ So rühmte Schillers Sohn Ernst 1828 in einem Brief an seine Schwester das Trierer Land. Und Ludwig Uhland hat gerne mit seinem Freund Schwab in Triers Mauern geweilt.

Das Erlebnis Triers, seines Doms, seiner Kirchen, seines Amphitheaters, seiner Basilika — und seiner Porta nigra, dieses einzigartigen Denkmals römischer Kultur im Norden, sollte mindestens jeder Deutsche sich verschaffen. Dieses Erlebnis gehört zur deutschen Bildung.

Die Schönheiten einer Moselfahrt sind beim Reisepublikum eigentlich noch reichlich wenig bekannt. Wochentags fahren die kleinen weißen Dampfer meist mit Gütern beladen den Strom hinauf und hinab. Aber auch dann und vielleicht gerade dann, ist es schön, dem Fluß seinen vielhundert Windungen zu Tal oder zu Berg zu folgen. Man hat hier wohl die beste Gelegenheit, das Tal in seiner ganzen Schönheit kennen zu lernen. Nichts ist dem Auge verborgen, wenn man auf den kleinen Dampfern sitzt, da kommen von den Bergen zur Rechten und Linken die Weinreben bis dicht ans Ufer heran. Hier hat sich eine Schlucht gebildet, in die die Felsen jäh und tief hinabstürzen. Da liegen dann die kleinen Moseldörfer in ihrer Ruhe eines herrlichen Sommertages. Oder aber der Berg tritt zurück und läßt am Ufer noch ebensoviel Platz, daß man eine Straße daherziehen kann, daran die Moselaner ihre spitzgiebligen Häuschen, mit Weinlaub bekränzt, gebaut haben. Burgen stehen auf schwindelnd hohen Felsen. Und unten im Dorf manch altes Kirchlein mit denkwürdigem Innern.

Was ist es wohl, was dem Reisenden eine solche Moselfahrt so anziehend macht? Das Schönste wohl ist die Ruhe einer solchen Fahrt durchs Tal. Nirgends wird dieses Bild gestört durch das laute Getöse einer modernen Fabrik. Man sieht nur Winzerdörfer und Städtchen in geruhsamen Frieden an den Ufern liegen. Aus schwerem Nebel löst sich der heitere Sommertag, ein betauter Morgen, dem der heiße Mittag folgt, den man in kühlen Gaststuben verträumen mag. Und am Nachmittag lockt es wohl, über die Berge zu streifen, in Burgen und Klöstern dem Wirken vergangener Jahrhunderte nachzuspüren. Schön aber ist es am Abend, wenn der Mond drüben über die Berge steigt und ein leiser Ruderschlag über die Wasser geht. Das ist Moselzauber, der jeden gefangen nimmt, der seinen Reiz einmal kennen lernte. Und soll man da noch viel vom Moselwein sprechen, der froh macht und leichten Herzens? — Man trinkt ihn besser, als daß man davon spricht. Und das ist dann die Krönung der Moselfahrt.

—⊙—

Schutz den Schwalben!

Die Schwalbe ist in Ungarn zu einem fast unbekannten Vogel geworden und zwar, weil — wie man wohl mit Recht annimmt — die zierlichen Tierchen auf ihrem Fluge über Süd-Italien von den dortigen Bauern in Massen gefangen werden. Man hat von ungarischer Seite bereits bei Mussolini Vorstellungen erhoben, damit dieser gegen die Massentötung der nützlichen Vögel einschreite. Italien gehört leider noch nicht zu den Staaten, welche bereits am 19. März 1902 eine Konvention unterzeichneten, durch die sie sich verpflichteten, die Schwalben und andere Zugvögel, die gleichfalls in der Natur eine nützliche Rolle spielen, vor Nachstellungen zu schützen. Der Vogelmord ist in Italien heute noch erlaubt, was um so bedauerlicher ist, als die große Mehrzahl der Zugvögel, die von Europa nach dem heißen Süden ziehen, ihren Weg über Italien zu nehmen pflegt. Es wäre wünschenswert, daß die Unterzeichner der genannten Konvention gemeinschaftlich auf Italien einen Druck ausübten, damit auch dieses Land dem Abkommen beitritt; wenn Italien die so nützlichen Vögel in Massen abschlachtet, so schädigt es ja nicht nur sich selbst, sondern in gleichem Maße alle seine Nachbarn. — Vor noch nicht langer Zeit galt übrigens die Schwalbe überall als ein heiliger Vogel; man glaubte, daß sie dort, wo sie nistete, Glück bringe. Dies tut sie auch in der Tat, denn oft entspringt das Glück aus dem Wohlstand, und die Schwalbe trägt dazu bei, diesen zu vermehren, indem sie die Ernten vor vielen verderblichen Schädlingen bewahrt. In unserer realistischen Zeit ist dieser Volksglaube leider in Vergessenheit geraten. Es bleibt also nichts weiter übrig, als durch gesetzliche Maßnahmen die so nützlichen Vögel vor dem Untergang zu bewahren.

—⊙—

Vorbereitungen zur Weinlese

Manche, die wohl den Zauber des Moselweines kennen, wissen nichts von seinem Werden. Zehn Monate guten Wetters gehören dazu und das richtig verteilt auf kühle, nasse und sonnige Tage. Anfang August hört die Weinbergsarbeit auf. Jetzt beginnt es in Haus und Keller lebendig zu werden. Die Fässer werden heraufgeholt, Reparaturen sind überall notwendig, die großen Traubenbottige werden aufgestellt und einer Revision unterzogen. Auch die Kel-